■Lars Amenda

Globale Grenzgänger

Chinesische Seeleute und Migranten und ihre Wahrnehmung in Westeuropa 1880–1930

Migration und Grenzen bedingen sich gegenseitig. Menschen werden zum Migranten, indem sie nationale, kulturelle oder sprachliche Grenzen überschreiten und längere Zeit in der »Fremde« leben, so die geläufige Definition von Migration.[1] Grenzen sind dabei alles andere als statisch; sie können sich vielmehr beispielsweise durch Staatenbildung und Krieg deutlich verändern und die Lebenssituation von Menschen dramatisch verändern, ohne dass diese sich bewegt haben. Grenzen hat es von jeher gegeben, dennoch legten moderne Nationalstaaten ein besonderes Gewicht auf ihre Sicherung. In der räumlichen und kulturellen Abgrenzung gegenüber anderen Nationen konstituierten die »vorgestellten Gemeinschaften« eine jeweils eigene Identität, und die hohe Mobilität in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg verstärkte Grenzziehungen und löste eine schrittweise Abschottung gegenüber potentiellen Einwanderern aus.[2] Die voranschreitende Globalisierung um 1900, die seinerzeit unter Begriffen wie Weltwirtschaft, Weltverkehr, Weltpolitik firmierte, wirkte auf die Konzeptionen von Nation zurück und beförderte diese maßgeblich, wie der Historiker Sebastian Conrad herausarbeitete.[3] Die national motivierten Grenzziehungen beruhten auf mentalen und gedachten Grenzen, mittels derer Menschen und insbesondere Migranten aufgrund ihrer Nationalität, »Rasse«, Religion, Sprache, ihres Geschlechts usw. als unerwünscht definiert wurden und deshalb nicht in ein Land oder eine Stadt hereingelassen werden sollten. Grenzgänger in der Geschichte zu untersuchen bedeutet demnach, nach den staatlichen Maximen der Grenzziehung zu fragen, die verschiedenen Vorstellungen von Grenzüberschreitung zu analysieren, die Körperlichkeit der Grenzgänger in Wahrnehmung und Imagination zu beleuchten, sowie – besonders wichtig – den jeweiligen Raum vor Ort zu berücksichtigen, da sich dort sowohl das Überschreiten von Grenzen als auch der Kontakt zu schon länger Einheimischen ereignete. Der historische Blick auf Migranten als Grenzgänger eröffnet folglich mehrere sich gegenseitig beeinflussende Perspektiven: die

1 Andreas Gestrich/Marita Krauss, Einleitung, in: dies. (Hg.), Migration und Grenze, Stuttgart 1998, S. 9–13, hier S. 10; Harald Kleinschmidt, Menschen in Bewegung. Inhalte und Ziele historischer Migrationsforschung, Göttingen 2002, bes. S. 15, 20, 212. Allgemein zur Grenze siehe auch Markus Bauer, Die Grenze. Begriff und Inszenierung, Berlin 1997; Jürgen Osterhammel, Kulturelle Grenzen der Expansion Europas, in: Saeculum 46 (1995), S. 101–138.

2 Zur Migrationskontrolle siehe Andreas Fahrmeir/Olivier Faron/Patrick Weil (Hg.), Migration Control in the North Atlantic World. The Evolution of State Practices in Europe and the United States from the French Revolution to the Inter-War Period, New York/Oxford 2003; für Deutschland: Jochen Oltmer (Hg.), Migration steuern und verwalten, Deutschland vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Göttingen 2003; zur Abschottung gegenüber asiatischen und insbesondere chinesischen Migranten in globaler Perspektive siehe jetzt Adam McKeown, Melancholy Order. Asian Migration and the Globalization of Borders, New York 2008.

3 Sebastian Conrad, Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich, München 2006.

der Migranten und die der einheimischen Bevölkerung und Behörden. Zudem betont er die aktive Rolle der historischen Akteure, die von der frühen Migrationsforschung lange Zeit zumeist als Objekte übergeordneter Kräfte (Staaten, Politik, Push-and-Pull-Faktoren, Magnetismus, usw.) charakterisiert worden waren.

In diesem Artikel werde ich die Geschichte jener »globalen Grenzgänger« untersuchen, die als chinesische Seeleute und Migranten in westeuropäische Metropolen und Hafenstädte gelangten. Der historische Prozess der Globalisierung verlief nicht nur abstrakt, sondern manifestierte sich regelmäßig im Lokalen und wurde damit erfahr- und begreifbar. Roland Robertson hat mit dem Neologismus »Glokalisierung« daran erinnert, dass die Globalisierung an jeweils unterschiedlichen Orten vielfältige und widersprüchliche Reaktionen hervorrufen konnte.[4] Dennoch ist es wohl keine zu gewagte These, dass gerade Migranten eine Spannung zwischen dem Globalen und dem Lokalen und zwischen dem Globalen und Nationalen erzeugten. Wie agierten globale Grenzgänger in einer für sie fremden Umgebung, wie organisierten sie sich, und schließlich, wie reagierte die Umgebung auf sie? Wie reagierten Einheimische auf Migranten aus einem fernen Teil der Welt in den »Kontaktzonen« der Hafenviertel, jenen Sammelbecken der Globalisierung?[5] Welche Bewegungen galten als Grenzüberschreitungen und inwiefern beeinflussten sich vorgestellte kulturelle Grenzen und tatsächliche Grenzziehungen wechselseitig? Für diese Fragestellungen eignen sich chinesische Migranten im »Abendland« ausgesprochen gut, da sie globale Verbindungen geradezu verkörperten und ihre Beschreibungen symbolisch stark aufgeladen waren. Die chinesische Migration entwickelte sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem wahrhaft globalen Phänomen und erreichte alle Kontinente, auch Europa.[6] Aufmerksame Beobachter registrierten hier vor allem die chinesische Arbeitsmigration in die Vereinigten Staaten, wirkte sie doch sogar in dem selbst ernannten Einwanderungsland als eine Art »rassisches« Experiment. Der einflussreiche deutsche Geograph Friedrich Ratzel zeigte sich etwa angesichts eigener Reiseeindrücke geradezu fasziniert von der Leistungsfähigkeit chinesischer Arbeitskräfte (»ihre große Ueberlegenheit in der Arbeit«) und grenzte diese deutlich gegenüber der »verlotterte[n] Neger- und Indianerwirtschaft« ab.[7]

Die Vorstellungen und Bilder von Chinesen und China waren über die Jahrhunderte sehr ambivalent und changierten zwischen positiven Sichtweisen während der Aufklärung, einem im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmenden Diskurs über die Stagnation Chinas (im Vergleich zum industrialisierten Westen) bis hin zur angenommenen chinesischen Rück-

4 Roland Robertson, Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit, in: Ulrich Beck (Hg.), Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt am Main 1998, S. 192–220.

5 Vgl. zu dem Begriff Mary Louise Pratt, Arts of the Contact Zone, in: Profession 91 (1991), S. 33–40.

6 Aus der mittlerweile großen Fülle an Literatur siehe Wang Gungwu/Wang Ling-chi (Hg.), The Chinese Diaspora. Selected Essays, Singapore 1998; Lynn Pan, Sons of the Yellow Emperor. The Story of the Overseas Chinese, London 1990; die herausragende Bedeutung der sozialen Netzwerke für chinesische Migranten betont überzeugend Adam McKeown, Chinese Migrant Networks and Cultural Change. Peru, Chicago, Hawaii, 1900–1936, Chicago/London 2001; für Europa siehe Gregor Benton/Frank N. Pieke (Hg.), The Chinese in Europe, Basingstoke/London/New York 1998.

7 Friedrich Ratzel, Die chinesische Auswanderung. Ein Beitrag zur Cultur- und Handelsgeographie, Breslau 1876, S. V; zu Ratzel und seiner »politischen Geographie« siehe Gerhard H. Müller, Friedrich Ratzel (1844–1904). Naturwissenschaftler, Geograph, Gelehrter. Neue Studien zu Leben und Werk und sein Konzept der »Allgemeinen Biogeographie«, Stuttgart 1996.

ständigkeit.[8] Chinesische Migranten personifizierten wie sonst wohl nur orthodoxe Juden und Schwarze kulturelle und »rassische« Differenz und riefen angesichts der großen Bevölkerungszahl Chinas regelmäßig Ängste im Westen hervor. In der Hochzeit des Imperialismus erschien die chinesische Migration als eine potentielle Unterwanderung der kolonialen Hierarchie, als Gefahr einer asiatischen Kolonialisierung »von unten« in den europäischen Kolonialländern. Arbeit und Migration verschmolzen miteinander und ließen chinesische Migranten – je nach Perspektive – als willkommene »billige und willige« Arbeitskraft oder als erschreckend konkurrenzlose Arbeitstiere erscheinen. Der chinesische »Kuli«, ein Begriff, der Ende des 19. Jahrhunderts zum politischen Kampfbegriff avancierte und unter dem Sozialdemokraten das genaue Gegenteil des klassenbewussten deutschen Arbeiters verstanden,[9] floss ebenfalls in den um 1900 in Europa äußerst populären Diskurs über eine »gelbe Gefahr« ein.[10] Der militärische Sieg Japans über das russische Zarenreich 1895, eine mögliche Industrialisierung Chinas und schließlich die potentielle Massenmigration chinesischer Arbeiter produzierten in Europa ein Schreckensszenario, das trotz (oder gerade wegen) des Fehlens chinesischer Migranten Angst verbreitete und eindrucksvoll illustriert, wie sehr die Welt zu dieser Zeit bereits mental verknüpft war. Galt vielen die Kluft zwischen Europa und Asien als unüberwindbar, wirkten chinesische Migranten als Bedrohung dieser gedachten Ordnung, umso mehr, da sie visuell auffällig waren und somit in ihren Körpern bereits die große Distanz eingeschrieben zu sein schien.[11] Die Kontakte vor Ort und die Sichtbarkeit der Grenzen und Grenzüberschreitungen im urbanen Raum bewirkten maßgeblich das beträchtliche Interesse an den jeweils lediglich wenigen hundert chinesischen Migranten in westeuropäischen Hafenvierteln und den tausenden chinesischen Seeleuten auf europäischen Dampfschiffen.

Im Folgenden werde ich in globaler und lokaler Perspektive untersuchen, wie gegenüber chinesischen Migranten in Westeuropa Grenzen gesetzt wurden und wie die historischen Akteure diese überwunden haben. Ausgehend vom Ausschluss chinesischer Migranten in den USA soll die maritime Arbeit und der fließende Übergang von chinesischer Mobilität zur Migration beleuchtet werden. Neben der Perspektive der Migranten und ihrer Netzwerke gilt es dabei auch, die gesellschaftliche Wahrnehmung und die kulturelle Inszenierung chinesischer Figuren zu berücksichtigen, um die Wirkungen der globalen Grenzgänge

8 Vgl. Colin Mackerrass, Western Images of China, Oxford/New York 1989; für eine deutsche Perspektive – die gleichwohl schwer abzusondern ist – siehe Mechthild Leutner, Deutsche Vorstellungen über China und Chinesen und über die Rolle der Deutschen in China, 1890–1945, in: Kuo Heng-yü (Hg.), Von der Kolonialpolitik zur Kooperation. Studien zur Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen, München 1986, S. 401–442.

9 Zum Begriff »Kuli« (engl. coolie) siehe Robert L. Irick, Ch'ing Policy Toward the Coolie Trade, 1847–1878, Taipei 1982; Gustav Eckstein, Zur Kulifrage, in: Die Neue Zeit, 1906/1907, Nr. 43, S. 548–555.

10 Siehe dazu immer noch Heinz Gollwitzer, Die Gelbe Gefahr. Geschichte eines Schlagworts. Studien zum imperialistischen Denken, Göttingen 1962; Conrad, Globalisierung und Nation, bes. S. 184–187; für die US-amerikanische Wahrnehmung, die deutlich stärker auf Migration fokussierte, siehe Richard Austin Thompson, The Yellow Peril, 1890–1924, New York 1978.

11 Volker Mertens, Katzenbart und Schlangenfraß. Der Körper der Chinesen in Reiseberichten des 13.–17. Jahrhunderts, in: Kerstin Gernig (Hg.), Fremde Körper. Zur Konstruktion des Anderen in europäischen Diskursen, Berlin 2001, S. 31–57; Ingrid Schuster, Der exotische Spiegel: Europäische Vorstellungen von den Menschen Chinas und Japans im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: ebd., S. 209–233.

auf die europäische Bevölkerung erfassen zu können. Als Untersuchungsorte geraten London, Liverpool, Rotterdam und Hamburg in den Blick, um sowohl die Verbindungen der Migranten zu verdeutlichen, als auch mögliche lokale und nationale Unterschiede in den Wahrnehmungsmustern darlegen zu können. Als Quellen dienen dabei hauptsächlich staatliche Dokumente, veröffentlichte Texte, Unterhaltungsromane, Fotos und Filme, die vornehmlich chinesische Migranten von außen beschrieben, auch wenn somit bereits in der Quellenwahl eine vorwiegend externe Perspektive auf »die Chinesen« möglich wird.

Migrationsregimes, chinesische Mobilität und maritime Arbeit

Nachdem sich im 19. Jahrhundert moderne Nationalstaaten formiert hatten, entstanden in den folgenden Jahrzehnten Migrationspolitiken, in denen die Kontrolle von Grenzen eine zentrale Funktion übernahm. In dem halben Jahrhundert zwischen 1880 und 1930 errichteten die Regierungen Nordamerikas und Europas unterschiedlich ausgeprägte Migrationsregimes und definierten, wer als erwünschter und wer als unerwünschter Migrant galt. Chinesische Migranten wurden als eine der ersten ethnischen Gruppen systematisch ausgegrenzt: Im »Chinese Exclusion Act« von 1882 schloss die US-amerikanische Regierung chinesische Arbeiter für vorerst zehn Jahren von der Einwanderung aus, eine Regelung, die mehrfach verändert wurde und bis zum Zweiten Weltkrieg Bestand haben sollte.[12] Die staatliche Abwehr einer nationalen Gruppe von Migranten, die allerdings nach Klassenzugehörigkeit unterschieden wurden, da chinesische Kaufleute und Studenten nicht betroffen waren, hatte eine beträchtliche symbolische Dimension, die global wirksam werden sollte.[13] Denn nicht nur die Welt um 1900 wurde zunehmend »globalisiert« – wenn auch unter ausgeprägten kolonialen und imperialen Ungleichheiten –, auch Grenzen wurden insbesondere mit Blick auf asiatische Migranten globalisiert, wie es jüngst der Historiker Adam McKeown verdeutlicht hat.[14] Zwar lag Asien räumlich weit von Europa entfernt, was die Imagination jedoch eher beflügelte. Dass die Kontinente indes keine isolierten Entitäten waren, dafür sorgten insbesondere das Dampfschiff und die zahlreichen regulären Schiffslinien. Die maritimen Wege der Migration ließen Hafenstädte in der staatlichen Perspektive als »Einfallstore« erscheinen, weshalb spezielle Kontrollstationen installiert wurden – wie beispielsweise die auf Ellis Island, 1892 errichtet und direkt neben der Freiheitsstatue vor New York City gelegen.[15]

12 Andrew Gyory, Closing the Gate. Race, Politics, and the Chinese Exclusion Act, Chapel Hill/London 1998; Alexander Saxton, The Rise and Fall of White Republic. Class Politics and Mass Culture in Nineteenth-Century America. With a New Foreword by David Roediger, London/New York 2003 (Erstaufl. 1996), S. 294–299, 310–311. Die ältere Forschung betonte die Verantwortung der kalifornischen Gewerkschaften: Alexander Saxton, The Indispensable Enemy. Labor and the Anti-Chinese Movement in California, Berkeley/Los Angeles/London 1971; Elmar C. Sandmeyer, The Anti-Chinese Movement in California, Chicago 1939; Mary Roberts Coolidge, Chinese Immigration, New York 1909.

13 Aristide R. Zolberg, Global Movements, Global Walls: Responses to Migration, 1885–1925, in: Wang Gungwu (Hg.), Global History and Migrations, Boulder 1997, S. 279–307.

14 McKeown, Melancholy Order.

15 Für die spezifische Migrationskontrolle in Hafenstädten siehe meinen Artikel: »Einfallstore«. Hafenstädte, Migration und Kontrolle 1890–1930, in: Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 14 (2007) 2, S. 27–36.

Trotz des engen Zusammenhangs zwischen maritimer Arbeit und Migration, ist darüber bislang nur wenig geforscht worden.[16] Seit den 1890er Jahren gingen englische und deutsche Reedereien vermehrt dazu über, chinesische Heizer und Trimmer (Kohlenzieher) auf ihren Dampfschiffen zu Niedriglöhnen zu beschäftigen. Die Mobilität der Schiffe und der vollständig fehlende nationale Schutz des maritimen Arbeitsmarktes ermöglichten die halb-kolonialen Arbeitsverhältnisse von »farbigen Seeleuten«, wie seinerzeit Chinesen, Inder und Afrikaner zusammengefasst bezeichnet wurden.[17] In Hongkong, das sich unter britischer Kolonialverwaltung zu einer weltweiten Drehscheibe des Handels und der Migration entwickelte, entstand Ende des 19. Jahrhunderts ein Pool von schätzungsweise 100.–150.000 chinesischen Seeleuten aus den umliegenden Bezirken (Siyi) von Kanton (Guangzhou) in der südlichen Provinz Guangdong.[18] Zu Tausenden warben europäische Reedereien über chinesische Mittelsmänner chinesische Seeleute an – in der deutschen Schifffahrt arbeiteten beispielsweise 1902 etwa 3.000 chinesische und über 1.000 indische Seeleute, bei einer Gesamtzahl von rund 50.000 Seeleuten stellten sie damit immerhin einen Anteil von über neun Prozent.[19] Während sich die europäischen Staaten bezüglich der »farbigen Seeleute« in einer Politik des Laisser-faire übten, letztlich auch keine rechtliche Handhabe gegen deren Beschäftigung auf dem maritimen Arbeitsmarkt hatten und sie die einheimischen Reedereien zudem als wichtige zivile Aushängeschilder ansahen, agitierten die nationalen Seeleutegewerkschaften teilweise massiv gegen die chinesische maritime Arbeit. Seit der Wende zum 20. Jahrhundert starteten die Gewerkschaften regelrechte Kampagnen, die in Großbritannien besonders heftig ausfielen, da sich führende Gewerkschaftsvertreter wie Havelock Wilson und Edward Tupper persönlich engagierten und die chinesische Präsenz in der britischen Schifffahrt als Menetekel einer künftigen massenhaften Überschwemmung der Insel mit konkurrenzlos billigen chinesischen Arbeitern heraufbeschworen.[20] Viele europäische Seeleute empfanden die direkte Konkurrenz chinesischer Arbeiter als eine eklatante Grenzüberschreitung, für die sie die beteiligten Reedereien aufs Schärfste attackierten. So

16 Vgl. etwa Klaus Friedland (Hg.), Maritime Aspects of Migration, Köln/Wien 1989; Torsten Feys u. a. (Hg.), Maritime Transport and Migration. The Connections Between Maritime and Migration Networks, St. John's 2007.

17 Laura Tabili, »We Ask for British Justice«. Workers and Racial Difference in Late Imperial Britain, Ithaca/London 1994; Sibylle Küttner, Farbige Seeleute im Kaiserreich. Asiaten und Afrikaner im Dienst der deutschen Handelsmarine, Erfurt 2000; Henk J. J. Wubben, »Chineezen en ander Aziatisch ongedierte«. Lotgevallen van Chinese immigranten in Nederland, 1911–1940 [»Chinesen und anderes asiatisches Ungeziefer«. Schicksal der chinesischen Einwanderer in den Niederlanden, 1911–1940], Zutphen 1986.

18 Vgl. dazu Chan Wai Kwan, The Making of Hong Kong Society. Three Studies of Class Formation in Early Hong Kong, Oxford 1991, bes. S. 145–189; zur Politisierung chinesischer Seeleute siehe Gregor Benton: Chinese Migrants and Internationalism. Forgotten Histories, 1917–1945, London/New York 2007, S. 48–62; aus marxististischer Perspektive: Rainer Schwarz, Die Revolutionierung des Chinesischen Seeleuteverbandes, Diss. phil, Berlin (DDR) 1970.

19 Küttner, Farbige Seeleute im Kaiserreich, S. 25.

20 Siehe dazu etwa die entlarvenden Erinnerungen von Edward Tupper, Seamen's Torch. The Life Story of Captain Edward Tupper – National Union of Seamen, London o. J. (1938), S. 23, 34, in denen er den »chinks« (Schlitzaugen) noch nach Jahrzehnten unterstellt, diese hätten weiße Frauen in Wäschereien gefangen gehalten und sexuell versklavt. Neil Evans, »A Tidal Wave of Impatience«: The Cardiff General Strike of 1911, in: Geraint H. Jenkins/J. Beverly Smith (Hg.), Politics and Society in Wales, 1840–1922. Essays in Honour of Ieuan Gwynedd Jones, Cardiff 1988, S. 135–159 (über Tupper: S. 144 f.)

Visuelle Strategien in der Kampagne gegen chinesische Seeleute in England
Quelle: The Picture is the One That Mr. Cuthbert Laws Does Not Like, in: The Seaman (1908) 8, o. S.

wählte die »National Sailors and Firemen's Union« (NSFU) eine martialische Sprache der »rassischen« Invasion, um die Beschäftigung chinesischer Seeleute zu bekämpfen.[21] Interessanterweise verwendete die NSFU auch visuelle Repräsentationen wie 1908 einen Cartoon, der den Austausch einer englischen Schiffsbesatzung gegen feixende Chinesen zeigt und die meist schon älteren englischen Seeleute direkt ins Armenhaus gehen lässt.[22] Die Beschäftigung chinesischer Seeleute erscheint hier als ein Verdrängungsprozess der einheimischen Arbeiter, der um so verwerflicher wirkt, da Chinesen die englischen Seeleute auch noch verhöhnen. Die häufig diskriminierenden Untertöne in der Gewerkschaftspresse trugen zumindest indirekt zur rassistischen Gewalt gegenüber chinesischen Seeleuten in britischen Hafenstädten bei. Während des Streiks 1911 verwüstete eine aufgebrachte Menge alle 30 chinesischen Wäschereien in Cardiff und nach dem Ersten Weltkrieg richtete sich eine Welle

21 Siehe dazu etwa den vielsagenden Titel des Pamplets der NSFU: Chinese Invasion of Great Britian. A National Danger. A Call to Arms (1908/09), in: Modern Records Centre, University of Warwick, MSS 175/3/14/1–2i-xxxi.

22 The Picture is the One That Mr. Cuthbert Laws Does Not Like, in: The Seaman, 1908, No. 8, 1; wieder angedruckt in: Chinamen on British Ships. Steadily Growing Menace. A Clever Cartoon, in: The Seaman, 1913, No. 18, 3. [Cuthbert Laws war der Generalmanager der Shipping Federation, der Vereinigung der britischer Reedereien].

rassistischer Gewalt in einigen englischen Hafenvierteln gegen verschiedene »Farbige«.[23] In Deutschland fehlten solche Gewaltausbrüche, da noch keine konzentrierte chinesische Präsenz in den Hafenvierteln existierte und die Stimmung weit weniger aufgeheizt war, auch wenn einzelne deutsche Gewerkschaftsvertreter ebenfalls gegen die Beschäftigung chinesischer Seeleute agitierten. Der Vorsitzende der deutschen Seeleutegewerkschaft, Paul Müller, verurteilte die deutschen Reeder wegen des »Massenimports farbiger Kulis« aufs Schärfste und sah darin ein beträchtliches Sicherheitsrisiko für die betroffenen Schiffe und deutschen Besatzungen.[24] In Artikeln der Gewerkschaftspresse nahmen die Verfasser wiederholt das populäre Schlagwort von der »gelben Gefahr« auf, um damit auf eine vermeintlich globale Bedrohung zu verweisen und ihrer Position gleichzeitig politisches Gewicht zu verleihen.[25]

Die gewerkschaftliche Debatte rang zwischen nationalen und internationalen Positionen. Es ist jedoch deutlich erkennbar, dass zwischen europäischen und chinesischen Arbeitern eine tiefe Kluft, ja eine unüberwindbare Grenze gesehen wurde. Mehr noch, regelmäßig sprach man dem chinesischen »Kuli« geradezu sein Menschsein ab und erblickte in ihm keinen Klassengenossen, sondern einen Angehörigen einer inferioren »Rasse«. Wiederholt artikulierte sich während Lohnkämpfen die kulturell definierte Abgrenzung gegenüber chinesischen Arbeitern wie beispielsweise anlässlich eines Streiks von Seeleuten in Deutschland 1907 in einem Organ der Hamburger Hafenarbeiter: »Immer stärker erklingt in den ›patriotischen‹ Unternehmerkreisen der Ruf nach dem Kuli. Eine Hand voll Reis, Schnecken, Regenwürmer, Mäuse und Käfer sind seine Nahrung; dabei läßt er sich jede Behandlung bieten. Also läßt es sich wohl begreifen, daß dem deutschen Unternehmertum das Wasser im Munde zusammenläuft, wenn es an den Kuli denkt.«[26] Hier dienten eine abweichende Nahrung und das Brechen von Nahrungsmitteltabus zur kulturellen Herabstufung chinesischer Arbeiter, ein Argumentationsmuster, das generell sehr häufig gegenüber Migranten zu finden ist (»Spaghettifresser«, »Krauts«, usw.). Der angebliche Schmutz und die mangelnde Hygiene bei den »Anderen« sollte die eigene von der fremden Kultur trennen und diente als wesentliches Element der Abgrenzung. Ende des 19. Jahrhunderts entstand ein wirkungsmächtiger Diskurs über Migration einerseits und Viren und Bakterien und andererseits, in dem angesichts der Mobilität beider Phänomene eine enge Wechselbeziehung konstruiert wurde.[27] Migranten dienten in der Folgezeit häufig dazu, die Unsichtbarkeit von Krankheitserregern zu visualisieren, und es überrascht deshalb nicht, dass gerade äußerlich auffällige Gruppen wie osteuropäische Juden und Chinesen als die personifizierte hygienische Gefahr gebrandmarkt wurden, wie Alan Kraut für die USA herausgearbeitet hat.[28] Nayan Shah konnte am Beispiel San Francisco aufzeigen, wie auch und gerade für

23 Neil Evans, Across the Universe: Racial Violence and the Post-War Crisis in Imperial Britain, 1919–25, in: Diane Frost (Hg.), Ethnic Labour and British Imperial Trade: A History of Ethnic Seafarers in the UK, London 1995, S. 59–88.

24 Paul Müller, Seid Männer, statt Memmen! Ein Mahnwort an die Unorganisierten, Lauen, Trägen und Wankelmütigen, Hamburg 1909, S. 4.

25 Het gele gevaar! [Die gelbe Gefahr!], in: De Uitkijk, November 1911; Die »Gelbe Gefahr« beim Norddeutschen Lloyd, in: Der Seemann 15 (1912), No. 8; The Yellow Peril. Growing Volume of Protest, in: The Seaman (1913), No. 38; More About the Yellow Peril, in: ebd.

26 Ausländische Streikbrecher in Deutschland, in: Der Hafenarbeiter, Nr. 16 vom 3.8.1907 (Staatsarchiv Hamburg, 331–3, S 2505, Bd. 8).

27 Siehe allgemein Philipp Sarasin u. a. (Hg.), Bakteriologie und Moderne. Studien zur Biopolitik des Unsichtbaren 1870–1920, Frankfurt am Main 2007.

28 Alan M. Kraut, Silent Travelers: Germs, Genes, and the »Immigrant Menace«, New York 1994.

US-amerikanische Chinatowns die Vorstellung einer mangelnden Hygiene und sanitären Gefahr essentiell war.[29] Eine Chinatown erschien in der Wahrnehmung vornehmlich »weißer« Gesellschaften als ein »Fremdkörper«, der angeblich eine sanitäre Gefahr für die übrige Bevölkerung darstellte und als Brutstätte ansteckender Krankheiten gefürchtet wurde.

Das Überwinden von Grenzen durch chinesische Migranten

Trotz des Ausschlusses chinesischer Arbeitsmigranten aus den USA gelangten diese weiterhin ins Land. Es bildete sich ein wohlorganisiertes System illegaler Migration heraus, in dem sich chinesische Neuankömmlinge meist als Verwandte von bereits im Land befindlichen Migranten ausgaben und »paper identities« annahmen, um die strengen Migrationskontrollen zu überwinden.[30] Maritime Verbindungen und die tausendfachen Beschäftigungsverhältnisse chinesischer Seeleute (die zudem aus der gleichen Region stammten wie die überwiegende Mehrheit der chinesischen Migranten in den USA) eröffneten zahlreiche Möglichkeiten, um Personen von Südchina nach Nordamerika zu befördern. Auch Europa wurde in das System integriert, so ließen chinesische »Schleuser« gegen entsprechende Bezahlung chinesische Migranten zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf Schiffen in westeuropäische Häfen wie Rotterdam bringen, wo sie heimlich auf andere Schiffe umgesetzt und nach Amerika oder nach Australien gebracht wurden. Dieser Weg lag nahe, standen doch aus Europa kommende Schiffe kaum im Verdacht, illegale chinesische Migranten zu transportieren.[31] Für chinesische Seeleute war dies neben anderen Schmuggelgeschäften ein willkommener Anlass, die eigene Heuer aufzubessern; es existieren aber auch zahlreiche Hinweise, dass ebenfalls europäische Seeleute und selbst Offiziere am lukrativen Geschäft des Menschenschmuggels beteiligt waren, was sich aufgrund des klandestinen Charakters jedoch nicht zweifelsfrei klären lässt.

Anders als in den USA bestand in Großbritannien Ende des 19. Jahrhunderts keinerlei Zuzugsbeschränkung und erst mit dem »Aliens Act« im Jahr 1905 begründeten die britischen Behörden eine Migrationskontrolle, die sich – wie der Act selbst – anfangs vor allem gegen jüdische Einwanderer richtete.[32] Chinesische Seeleute konnten sich bis zum Ersten Weltkrieg folglich nahezu ungehindert in britischen Häfen aufhalten und nach der physisch auszehrenden Arbeit auf See Zerstreuung suchen. Im Osten Londons, im nahe der Docks gelegenen Limehouse, entwickelte sich bereits im Laufe der 1880er Jahre eine chinesische

29 Nayan Shah, Contagious Divides. Epidemics and Race in San Fracisco's Chinatown, Berkeley/Los Angeles/London 2001.

30 Vgl. Erika Lee, At America's Gates. Chinese Immigration During the Exclusion Era, 1882–1943, Chapel Hill/London 2003; allgemein siehe Mae M. Ngai, Impossible Subjects. Illegal Aliens and the Making of Modern America, Princeton u. a. 2005.

31 Siehe dazu die umfangreiche Akte in Gemeentearchief (GA) Rotterdam, 454.06, SB296, in der das System illegaler Migration zwischen Hongkong, Rotterdam und Australien ausführlich beschrieben wird; vgl. auch Wubben, »Chineezen en ander Aziatisch ongedierte«, S. 119–122; A. T. Yarwood, Asian Migration to Australia. The Background to Exclusion 1896–1923, Reprint, Westport 1984, S. 52–62. Die Umstände für die an Bord versteckten Migranten, die mit Wasser und Lebensmitteln von chinesischen Mannschaftsmitgliedern versorgt wurden, waren auf den wochenlangen Überfahrten teilweise lebensgefährlich und immer wieder kam es vor, dass tote chinesische »blinde Passagiere« gefunden wurden.

32 Bernard Gainer, The Alien Invasion. The Origins of the Aliens Act 1905, London 1972; Anne J. Kershen, The 1905 Aliens Act, in: History Today 55 (2005) 3, S. 13–19.

Präsenz, in Liverpool ein Jahrzehnt später.[33] Ehemalige chinesische Seeleute eröffneten hier Unterkünfte für chinesische Seeleute (*boarding houses*), Lokale und Geschäfte, die sich meist an ihre zeitweilig in der Stadt befindlichen Landsleute richteten. Das Chinesenviertel (*chinese quarter*), wie es von den Einheimischen sowohl in London als auch in Liverpool alsbald bezeichnet wurde, bestand aus wenigen hundert Personen, die fast ausnahmslos männlich waren (weshalb die längerfristig anwesenden chinesischen Männer zumeist Partnerschaften mit britischen Frauen eingingen). Aufgrund der engen Verbindung mit der Schifffahrt besaß die chinesische Migration zu dieser Zeit einen sehr flüchtigen und unbeständigen Charakter. Die Mehrheit der Migranten wechselte häufig den Aufenthaltsort und überquerte regelmäßig nationale Grenzen. Orte wie Londons Limehouse erweiterten das globale Netz chinesischer Migranten und dienten als zentraler Anlaufpunkt für Seeleute und Neuankömmlinge.

Die Wahrnehmung chinesischer Migranten vor dem Ersten Weltkrieg

Bis auf einige Gerüchte über chinesische »Opiumhöhlen« (*opium dens*) blieben die Reaktionen gegenüber den Chinesenvierteln anfangs recht unaufgeregt. In London, dem Herz des britischen Empires und der seinerzeit größten Stadt der Welt, existierte eine solche Fülle an imperialen und internationalen Zeichen, dass eine solche Miniatur-Chinatown als nicht sonderlich spektakulär galt.[34] Die britische Presse, die bereits vor hundert Jahren nicht gerade zu Untertreibungen neigte, griff dann allerdings das Thema auf und brachte 1906 eine Reihe sensationslüsterner Artikel über das Chinesenviertel in Liverpool, denen zufolge chinesische Migranten in ihren Wäschereien heimlich Bordelle betrieben und dort »weiße« englische Frauen gefangen hielten.[35] Der City Council nahm die massiven Vorwürfe zum Anlass, eine eigene Kommission zu bestellen und den Wahrheitsgehalt der Gerüchte herauszufinden.[36] Die Kommission benannte zwar einige Missstände wie regelmäßige Desertionen chinesischer Seeleute in der Stadt und den (seinerzeit noch legalen) Konsum von Opium, stellte den chinesischen Migranten ansonsten jedoch ein sehr gutes Zeugnis aus (»the Chinese laundries compare favourably with ordinary English laundries«) und kompromittierte und korrigierte damit die verzerrten Presseberichte. In starkem Kontrast zu manchen Presseorganen waren britische Behörden gegenüber der klandestinen Migration chinesischer Seeleute in einigen Hafenvierteln sehr nüchtern und ließen sich nicht von populären Vorstellungen über chinesische Grausamkeit und Kriminalität leiten. Der erwähnte Fall verdeutlicht aber eindrucksvoll, wie in der kolonial geprägten Gesellschaft Großbritanniens aus der Anwe-

33 John Seed, Limehouse Blues: Looking for Chinatown in the London Docks, 1900–1940, in: History Workshop Journal 62 (2006), S. 58–85; Gregor Benton/Edmund Terence Gomez, The Chinese in Britain, 1800-Present Economy, Transnationalism, Identity, Basingstoke/New York 2008; Maria Lin Wong, Chinese Liverpudlians. A History of the Chinese Community in Liverpool, Liverpool 1989.

34 Vgl. Jonathan Schneer, London 1900. The Imperial Metropolis, New Haven/London 1999 (über die Chinatown in Limehouse: S. 8).

35 Claude Blake, Chinese Vice in England, in: Sunday Chronicle, 2.4.1906; siehe dazu auch John Belchem/Donald MacRaild, Cosmopolitan Liverpool, in: John Belchem (Hg.), Liverpool 800. Culture, Character & History, Liverpool 2006, S. 311–391, hier S. 318.

36 City of Liverpool, Report of the Commission Appointed by the City Council to Inquire Into Chinese Settlements in Liverpool, Liverpool 1907 (ein Exemplar ist überliefert in National Archives [NA] of the UK, Kew, HO 45/11843, Bl. 30).

senheit chinesischer Migranten eine drastische kulturelle Grenzüberschreitung wurde.[37] Die Presseartikel imaginierten nicht nur sexuelle Kontakte zwischen englischen Frauen und chinesischen Männern, sondern kriminalisierten Letztere als heimtückische Eindringlinge, die an keinerlei moralische Grenzen gebunden seien.

Im frühen 20. Jahrhundert wurden die chinesischen Seeleute zunehmend als chinesische »Migranten« wahrgenommen. Dies war verbunden mit einer beginnenden Abwehrhaltung gegenüber chinesischen Migranten, die sich in Londons Limehouse in den Jahren nach 1900 erkennen lässt. Ein englischer Bewohner von Limehouse beschwerte sich in einem Leserbrief an die *East End News* über die chinesische Präsenz in dem Viertel. Für den anonymen Verfasser stellten die Chinesen eine veritable Gefahr für die rechtschaffene englische Bevölkerung dar (»a menace to clean, respectable people«) und es sei eine Zumutung, dass gerade Limehouse das Zentrum dieses »fremden Gesindels« geworden sei (»band of foreign riffraff«). Der wortgewaltige und diskriminierende Protestbrief zeichnete das Schreckensbild der chinesischen Migration als eine »rassische« Invasion, die auf eine Übernahme der Macht im urbanen Raum und gerade auch auf eine hygienische Gefährdung der weißen Bevölkerung hinauslaufe: »The Chinaman, ignorant of anything to say, parade this place, where the smell is almost torture.«[38] Neben dem erkennbaren körperlichen Ekel provozierte die Anwesenheit chinesischer Migranten die gedachte koloniale Ordnung auch unter Angehörigen der Arbeiterklasse. Der vermeintliche Gestank im Chinesenviertel sollte die Fremdheit und hygienische Bedrohung veranschaulichen, dabei waren Schmutz und schlechte Luft in großstädtischen Arbeiterquartieren beileibe nicht allein auf Migranten zurückzuführen. Die Kampagnen der NSFU gegen chinesische Seeleute verstärkten nachweislich die ablehnende Haltung gegen chinesische Migranten, wie es verschiedene gewalttätige Auseinandersetzungen im *chinese quarter* in Limehouse nach gewerkschaftlichen Demonstrationen vor Ort bekunden.[39] Die chinesische Community bot reichlich Angriffsfläche für englische Seeleute und Arbeiter, da sie sich in unmittelbarer Nachbarschaft deutlich abzeichnete. Kurz vor und während des Ersten Weltkrieges breitete sich das Chinesenviertel räumlich aus und führte damit deutlich vor Augen, dass die chinesischen Migranten selber die Grenzen ihrer »Kolonie« verändern konnten. Der fließende Übergang zwischen maritimer Arbeit und chinesischer Migration schien zudem die regelmäßig geäußerte Befürchtung zu bestätigen, es handele sich hier lediglich um die erste Stufe einer bevorstehenden chinesischen Invasion Englands. Während des Ersten Weltkrieges spitzte sich die angespannte Lage noch mehr zu, da viele britische Seeleute zum Militärdienst eingezogen und durch chinesische Seeleute ersetzt wurden (1915 = 14.224).[40] In Limehouse kam es trotz des signifikanten Beitrags chinesischer Seeleute zu den britischen Kriegsanstrengungen teilweise zu Straßenschlachten zwischen einheimischen Angreifern und sich verteidigenden Chinesen, an denen sich in manchen Einzelfällen mehrere hundert Personen beteiligten.[41] Hier ging es nicht nur um

37 Siehe allgemein Ronald Hyam, Empire and Sexuality. The British Experience, Manchester 1990; Anne McClintock, Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest, New York/London 1995.

38 Chinese in Limehouse (To the Editor), in: East End News, 19.6.1908.

39 Seamen's Conflict at Pennyfields. British v. Chinese, in: East End News, 12.5.1908.

40 Tabili, »We Ask for British Justice«, S. 87.

41 Riot at Limehouse China Town. Sequel to Raid on East-End Gambling Den, in: East London Advertiser, 27.5.1916; Siehe dazu auch den Bericht in NA Kew, HO 45/11843, New Scotland Yard an Home Office (Under Secretary of State), 19.7.1916, der allerdings den Chinesen die Schuld gab und detailliert die auf ihrer Seite gefundenen Waffen auflistete. Die Aufrüstung auf

den Kampf gegen die Beschäftigung chinesischer Seeleute, sondern gerade auch um den Versuch des Zurückdrängens chinesischer Migranten im urbanen Raum. Die englischen Angreifer wollten mit Waffen und Steinen eine Grenze zwischen sich und den unerwünschten Fremden ziehen.

Auffällig ist, wie sehr sich Zuschreibungen gegenüber Juden und Chinesen ähnelten.[42] Beide Gruppen personifizierten globale Mobilität und transnationale Netzwerke, worauf bereits Aristide Zolberg verwiesen hat. Chinesen, die passend dazu im frühen 20. Jahrhundert auch als »die Juden Asiens« bezeichnet wurden, galten ebenso wie osteuropäische Juden als hygienische Gefahr für »weiße« Gesellschaften. Auch im Deutschen Kaiserreich verbanden und überlagerten sich antijüdische und antichinesische Denkfiguren und völkisch-konservative Beobachter warnten wiederholt vor einer möglichen »rassischen« Vermischung beider Gruppen mit der europäischen Bevölkerung, wie es jüngst Sebastian Conrad nachgewiesen hat.[43]

Ein Chinesenviertel an der deutschen »Wasserkante«

Auch nach Hamburg gelangten chinesische Seeleute seit den 1890er Jahren und bevölkerten während ihrer Landgänge vor allem das maritim geprägte Vergnügungsviertel St. Pauli. Anders als in der sensationslüsternen britischen Presse erregte ihre Anwesenheit jedoch kein großes Aufsehen; dies lag vor allem daran, dass sich chinesische Seeleute nicht vor Ort niederließen, worauf die Hamburger Behörden peinlichst achteten. In starkem Kontrast zur Laisser-faire-Haltung der britischen Behörden existierte in Hamburg ein koloniales Hafenregime, das »farbige« Seeleute und Arbeiter unbedingt daran hindern wollte, für eine längere Zeit als maximal zwei Wochen während des Löschens oder Beladens der Schiffe in der Stadt zu verbleiben. Als ein Chinese namens Won Tip aus Liverpool 1912 bei den Behörden anfragte, ob er in Hamburg ein *boarding house* für chinesische Seeleute eröffnen dürfe, wurde dies gerade angesichts der Sorge vor einer heimlichen Einwanderung und einer hygienischen Gefährdung vehement abgelehnt.[44] In Hamburg bewirkte die verheerende Choleraepidemie des Jahres 1892, an der 9.600 Menschen starben und die den Ruf der norddeutschen Hafenstadt international massiv desavouierte, in der Folgezeit einen nachhaltigen Hygienediskurs, in dem ausländische Seeleute und Migranten als Gefahrenquellen ausgemacht wurden.[45] Als Reaktion auf die städtische Katastrophe schuf der Hamburger Senat die neuen Institutionen des Hafenarztes (1893) und des Hafenkrankenhauses (1900/01), welche die medizinische Versorgung professionalisieren, gleichzeitig aber auch die vielen Seeleute, Passagiere und Auswanderer hygienisch überwachen sollten.[46] Im »Tor zur Welt« – wie

Seiten chinesischer Migranten zeigt jedoch vielmehr, dass sie sich angesichts der zunehmenden Konfrontation auf gewaltsame Auseinandersetzungen vorbereiteten.

42 Zolberg, Global Movements, Global Walls, bes. S. 300; für eine Gegenüberstellung – allerdings ohne systematischen Vergleich – siehe auch Daniel Chirot/Anthony Reid (Hg.), Essential Outsiders. Chinese and Jews in the Modern Transformation of Southeast Asia and Central Europe, Seattle/London 1997.

43 Conrad, Globalisierung und Nation, S. 190–198.

44 Siehe die Unterlagen in StA Hamburg, 352–3, II F 8.

45 Richard J. Evans, Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830–1910, Reinbek bei Hamburg 1990.

46 Bezeichnenderweise unterstand das Hafenkrankenhaus direkt der Polizeibehörde Hamburg, vgl. Die Polizeibehörde Hamburg, Das Hafenkrankenhaus in Hamburg, Hamburg 1904, bes. S. 3.

sich Hamburg seit den späten 1920er Jahren stolz und werbewirksam inszenierte – bewirkte die geografische Weltoffenheit und die Furcht vor dem »Strom« von Menschen und Krankheitserregern eine massive Abwehrhaltung, die sich der nationalen Verantwortung für das gesamte Deutschland nur zu bewusst war.[47]

In den frühen 1920er Jahren entwickelte sich schließlich in St. Pauli ebenso wie in Londons Limehouse ein kleines »Chinesenviertel«, in dem ehemalige chinesische Seeleute in einigen Straßen wie der kurzen Schmuckstraße Lokale und Geschäfte eröffneten und vom Hafenbetrieb und den vielen temporär in der Stadt verweilenden Landsleuten lebten.[48] Die »hohe Politik« unterstützte diese Entwicklung sogar, denn die chinesische und deutsche Regierung schlossen im Mai 1921 einen Friedensvertrag, in dem sie sich u. a. auch gegenseitig die wirtschaftliche Betätigung ihrer Staatsangehörigen gewährten.[49] Das Auswärtige Amt pochte deshalb anschließend auf ein maßvolles Vorgehen der Hamburger Polizeibehörde gegenüber chinesischen Staatsangehörigen und drängte die Behörde dazu, Ausweisungen unauffällig und nur einzeln durchzuführen, damit auf keinen Fall der Eindruck einer rassistischen Diskriminierung entstehen könne.[50]

Zu dieser Zeit kamen etliche chinesische Migranten aus englischen Hafenstädten nach St. Pauli, um hier ein Geschäft zu erwerben, da aufgrund der Inflation in Deutschland das Preisniveau für Ausländer mit Besitz von Valuta sehr günstig war. Gleichzeitig dokumentieren diese Bewegungen die sozialen Netzwerke chinesischer Seeleute und Migranten, in denen wirtschaftliche Chancen kommuniziert und meist entlang familiärer und persönlicher Kontakte genutzt wurden. Als ein Chinese namens Lei Gei im Februar 1921 eine Gaststätte in der St. Pauli-Hafenstraße anmelden wollte, nahm dies der Hamburger Polizeipräsident zum Anlass, seine grundlegende Ablehnung einer chinesischen Einwanderung zu formulieren: »Die dauernde Niederlassung von derartigen fremdstämmigen Ausländern ist nicht erwünscht. Sie muß nicht nur im sanitären, sondern auch im allgemeinen deutschen Interesse [...] mit allen Mitteln verhindert werden.«[51] Aus der kulturellen Differenz chinesischer Migranten leitete die Polizei eine direkte hygienische Gefährdung der städtischen Bevölkerung ab, da ihre Wohnungen und Geschäfte von vielen Personen bevölkert seien und die räumliche Enge die Gefahr von ansteckenden Krankheiten berge. Dahinter standen verzerrte Vorstellungen von chinesischen Migranten und der chinesischen Kultur, die sich aus populären Klischees und Bildern speisten und chinesische Arbeitsmigranten

47 Siehe dazu auch den programmatischen Abriss vom vormaligen Hamburger Hafenarzt und Tropenmediziner Bernhard Nocht, Hamburg und die Hygiene, in: Journalisten- und Schriftstellerverein für Hamburg, Altona und Umgebung (Hg.), Unser Hamburg, o. O. (Hamburg) 1911, S. 52–53, hier S. 52: »Aber der riesenhafte Seeverkehr bringt besondere Gefahren und schafft weitere Aufgaben, die binnenländischen Großstädten erspart sind. Es gilt, die Stadt und das ganze deutsche Vaterland vor dem *Einbruch fremder Volksseuchen* auf dem Seewege zu schützen.« (Herv. i. O.).

48 Siehe dazu meine Studie: Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972, München/Hamburg 2006.

49 Gesetz, betreffend die deutsch-chinesischen Vereinbarungen über die Wiederherstellung des Friedenszustandes vom 5.7.1921, in: Reichgesetzblatt 1921, S. 829–838, hier S. 834. Unterlagen zu den Vereinbarungen finden sich auch in StA Hamburg, 132–1 II, 832 und 855; Archiv der Handelskammer Hamburg, 44.C.8.1, 44.C.8.2, 44.C.8.3.

50 Siehe dazu die umfangreichen Unterlagen in PA/AA, R 85831.

51 PA/AA, R 85831, Schreiben des Hamburger Polizeipräsidenten an die Senatskommission für die Reichs- und auswärtigen Angelegenheiten (Abschrift), 9.11.1921.

als unsauber, sozial indifferent und moralisch abgestumpft imaginierten. Die vehemente polizeiliche Abwehr chinesischer Migranten bewirkte 1925 eine erhebliche Verschärfung des Hafengesetzes, nach der der Hafenpolizei Listen der jeweiligen Besatzungsmitglieder vorgelegt werden mussten, bevor diese die Erlaubnis zum Landgang erteilte (zuvor lag dies allein in der Kompetenz des Schiffskapitäns).[52] »Farbige sind als solche zu bezeichnen«, hieß es auf einem verbreiten Handzettel über die neuen Bestimmungen, der die rassistische Stoßrichtung des Gesetzes kenntlich macht.[53] Die Hamburger Polizei brandmarkte die chinesische Migration zwar unermüdlich als »Plage der Hafenstadt«, konnte aber letztlich das Entstehen des Chinesenviertels nicht verhindern.[54] Die Vermutung einer notorischen Kriminalität chinesischer Migranten verstärkte die behördliche Ablehnung noch einmal erheblich. Zwar begingen chinesische Seeleute – wie auch ihre europäischen Kollegen – zahlreiche Schmuggelgeschäfte, um ihre Heuer aufzubessern. Zudem existierte auch ein heimlicher Drogengebrauch in Form von Opiumrauchen in chinesischen Kreisen, wie vereinzelte polizeiliche Razzien dokumentieren – etwa im Sommer 1921, als in St. Pauli eine Wäscherei und ein Gemüsegeschäft als »Opiumhöhlen« enttarnt wurden.[55] Chinesische Migranten kontrollierten in Hamburg aber keineswegs den wachsenden illegalen Drogenhandel mit Kokain, wie immer wieder kolportiert wurde.[56]

Die zahlreichen überlieferten Polizeiberichte enthalten regelmäßig das Narrativ der Unterwanderung durch chinesische Migranten und auch in Reihen der Bevölkerung verbreiteten sich stark verzerrte Vorstellungen von den »fremden Nachbarn«. Nichts dokumentiert dies anschaulicher als ein populäres und hartnäckiges Gerücht im St. Pauli der 1920er Jahre: Die Chinesen hätten heimlich, so die phantastisch anmutende Unterstellung, ein geheimes Tunnelsystem zwischen Hafen und St. Pauli gegraben, das nur ihnen bekannt sei und welches sie für ihre Schmuggelgeschäfte verwendeten. Diese »Schauerballade«[57], die bereits in der zeitgenössischen Presse ironisiert und verworfen wurde, existierte interessanterweise ebenfalls über die Chinatowns in San Francisco und New York und illustriert eindrucksvoll, wie die Leerstelle des kulturellen Nichtverstehens mit überbordender Phantasie ausgefüllt wurde und welche faszinierend-erschaudernde Projektionsfläche der urbane Raum des Chinesenviertels und der Chinatowns in der westlichen Perspektive eröffnete. Mittels der Tunnellegende malten sich die Einheimischen die chinesischen Migranten im wahrsten Sinne des Wortes als Grenzgänger aus, die zwischen den (Unter)-Welten wechseln konnten und deren Bewegungen doch immer im Geheimen blieben.

52 Deputation für Handel, Schiffahrt und Gewerbe (Hg.), Hamburg mit einem Auszug aus dem Hamburgischen Hafengesetz und einer Beschreibung des Hafens, Hamburg 1929, S. 96.

53 StA Hamburg, 331–1 I, 846, Bd. 2, undatierter gedruckter Handzettel (ca. 1925).

54 StA Hamburg, 331–1 I, 991, Vermerk der Polizei Hamburg – Inspektion 2 (Möller) (Abschrift), 1.10.1925.

55 Ausgenommene Opiumhöhlen, in: Hamburger Echo, Nr. 358 vom 4.8.1921: »Die Geschäfte befanden sich vorne an der Straße, während in den hinteren Kellerräumen ganz ungezügelt dem verderblichen Laster gehuldigt wurde. In beiden Höhlen wurden, als die Polizei eingriff, etwa 50 Personen teils im Opiumrausch, teils noch das Gift rauchend angetroffen.«

56 Zur Debatte über Drogenkonsum in den 1920er Jahren siehe Annika Hoffmann, Von Morphiumpralinees und Opiumzigaretten: Zur beginnenden Problematisierung des Betäubungsmittelkonsums im Deutschland der 1920er Jahre, in: Bernd Dollinger/Henning Schmidt-Semisch (Hg.), Sozialwissenschaftliche Suchtforschung, Wiesbaden 2007, S. 259–275.

57 Chinesisches aus Hamburg, in: Hamburger Nachrichten, Nr. 24 vom 15.1.1925.

Da die chinesische Migration, wie weiter oben bereits erwähnt, fast ausnahmslos männlich war, lebten viele chinesische Migranten mit europäischen Frauen zusammen, was wiederum auf die Wahrnehmung abfärbte. Ein Artikel im Hamburger Fremdenblatt beklagte im Jahr 1925: »Leider halten sich[,] wie es ja an der Hamburg-Altonaer Grenze einmal üblich ist, *deutsche Mädchen* in den Chinesenlokalen auf.«[58] Die Kontakte zwischen chinesischen Männern und deutschen Frauen waren einem beträchtlichen Teil der männlichen Beobachter ein Dorn im Auge und bedeuteten für sie eine drastische kulturelle und »rassische« Grenzüberschreitung, die sie weniger den Chinesen als den deutschen Frauen vorwarfen. Während die chinesischen Geschlechtsgenossen aufgrund des Mangels an chinesischen Frauen kaum anders vorgehen könnten, verrieten die deutschen Freundinnen und Frauen chinesischer Migranten die weibliche Ehre, so die Zuschreibung. Einige Beschreibungen strotzen nur so von frauenfeindlichen Schmähungen und offenbarten doch in ihrem ganzen artikulierten Ekel gegenüber den interkulturellen Kontakten eine merkwürdige Faszination. Der ehemalige Berliner Kriminalkommissar Ernst Engelbrecht schrieb beispielsweise über seinen Hamburgbesuch und den Anblick in dem chinesischen »Café und Ballhaus Cheong Shing«: »Das sind die Chinesen-Liebchen, die sehnsüchtig auf ihre gelbgesichtigen Liebhaber warten. An den Seiten sind Nischen, in denen sich Mädchen in zärtlichster Umarmung mit den schlitzäugigen Gesellen ungeniert belustigen. Nie habe ich die Erniedrigung einer deutschen Frau so kraß gesehen wie hier. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß ein deutsches Mädchen so tief sinken kann, sich einem alten, schmutzigen chinesischen oder malaiischen Matrosen, dessen unappetitliche Ausdünstungen noch in der Mitte des Cafésaales wahrzunehmen sind, an den Hals zu werfen. Nur um ein paar Dollar oder auch nur Mark einheimsen zu können! Nichts Schamloseres habe ich je gesehen! Hier in St. Pauli habe ich ein gut Teil Achtung vor dem ›schönen Geschlecht‹ verlieren müssen.«[59]

Der Schmutz und die »Ausdünstungen« stehen in den Augen Engelbrechts für die niedrige kulturelle Stufe der chinesischen Seeleute, der ihrem rassischen Charakter innewohne.[60] An anderer Stelle charakterisiert er auch die deutschen Frauen als unsauber (»diese alten, schmutzigen Hafendirnen, die sich wahllos jedem Seemann an den Hals werfen«).[61] Die schmutzigen Körper symbolisieren den sozial und »rassisch« Anderen und stehen für das ganze Hafenviertel als Ort der unbürgerlichen Unordnung und des »Eindringens von Fremden«. An der Wasserkante waren in dieser männlich-bürgerlichen Wahrnehmung die (ungeschriebenen) Gesetze der rassischen Grenzen und konventionellen Geschlechterrollen aufgehoben und machten damit den maritim geprägten urbanen Raum zu einem Sündenpfuhl ersten Ranges. Gerade dies erklärt aber auch den großen Reiz, den das Hafenviertel auf bürgerliche Männer ausübte wie auch seine große Popularität in der Massenkultur im

58 China in Groß-Hamburg, in: Hamburger Fremdenblatt, Nr. 182 vom 3.7.1925 (Herv. i. O.).

59 Ernst Engelbrecht, In den Spuren des Verbrechertums. Ein Streifzug durch das großstädtische Verbrechertum und seine Schlupfwinkel, Berlin-Schöneberg o. J. (1931), S. 137; zu Engelbrecht und seiner Konstruktion großstädtischer Verbrecherviertel siehe auch Patrick Wagner, Volksgemeinschaft ohne Verbrecher. Konzeptionen und Praxis der Kriminalpolizei in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, Hamburg 1996, S. 60.

60 Siehe allgemein William A. Cohen/Ryan Johnson (Hg.), Filth. Dirt, Disgust, and Modern Life, Minneapolis u. a. 2005.

61 Ernst Engelbrecht, Die Hafenkaschemme, in: ders./Leo Heller, Kinder der Nacht. Bilder aus dem Verbrecherleben, Finkenkrug bei Berlin o. J. (1926), S. 6–10, hier S. 7.

frühen 20. Jahrhundert.[62] Das Hafenviertel war eine Kontaktzone par excellence, hier ließ sich das Fremde erfahren, auch ohne weit reisen zu müssen, hier verorteten und imaginierten viele eine unbändige Sexualität auf engstem Raum.

Für die kulturelle Abgrenzung gegenüber chinesischen Migranten war Sexualität generell zentral. Während die Figur des (weißen) Seemannes stark sexualisiert wurde und ihm eine urwüchsige, ungezähmte und wilde erotische Energie zugeschrieben wurde, sprach man »farbigen Seeleuten« ihre Männlichkeit fast vollständig ab und sexualisierte sie doch auf eine völlig andere Art und Weise.[63] Passend zum zentralen Klischee der Hinterhältigkeit von Chinesen, galt ihre Sexualität als pervers, da sie angeblich der Pädophilie zuneigten und Drogen einsetzten, um weiße Frauen gefügig zu machen. Erschien es vielen bereits als Skandal, dass chinesische Seeleute überhaupt mit weißen Prostituierten in westeuropäischen Hafenstädten verkehrten, so wurde regelmäßig postuliert, chinesische Männer hätten es insbesondere auf Mädchen und junge Frauen abgesehen.[64] Im Zusammenhang mit den Gerüchten über die sagenumwobenen »Opiumhöhlen« wurden unvorstellbare Exzesse verschiedenster Art in chinesischen Stätten vermutet. Dass dies nicht im fernen Asien, sondern gleich um die Ecke in den bekannten Straßen der Heimatstadt passieren sollte, erzeugte einen besonderen Kitzel. In Hamburg kursierte beispielsweise das »Gerücht von *wilden, phantastischen Orgien*« im Chinesenviertel und in den Wohnungen der Chinesen.[65] Eigene sexuelle Phantasien wurden auf die aus westlicher Perspektive absolut »fremden« chinesischen Migranten projiziert und sagen deshalb weit mehr über die außenstehenden (männlichen) Beobachter als über die Migranten selbst aus.[66]

62 Vgl. die vielen Beispiele in CineGraph – Hamburgisches Centrum für Filmforschung (Hg.), Leinen los! Maritimes Kino in Deutschland und in Europa 1912–1957. Vom »Stapellauf des Imperator« bis zum Untergang der »Pamir«, Hamburg 2006.

63 Timo Heimerdinger, Der Seemann. Ein Berufsstand und seine kulturelle Inszenierung (1844–2003), Köln/Weimar/Wien 2005. Ein Defizit von Heimerdingers Studie besteht darin, dass er sowohl die Erfahrung der Fremde seitens deutscher Seeleute, als auch die intensive Debatte um »farbige Seeleute« und ihre Beschäftigung in der deutschen Schifffahrt vollständig ignoriert. Für eine kritische britische Perspektive dazu siehe Laura Tabili, »A Maritime Race«. Masculinity and the Racial Division of Labor in British Merchant Ships, 1900–1939, in: Margaret Creighton/Lisa Norling (Hg.), Iron Men, Wooden Women. Gender and Seafaring in the Atlantic World, Baltimore/London 1996, S. 169–188.

64 Über die Seitenstraßen der Reeperbahn hieß es in einer »Sittengeschichte des Hafens« etwa: »Man findet dort noch schulpflichtige Arbeiterkinder, die heimlich hergeschlichen sind – offiziell bei einer Tante zu Besuch weilen – und sich rasch irgendeinem schmutzigen Chinesen hingeben, um dann mit dem ›leicht verdienten Geld‹ wieder fortzurennen.« Hans Erasmus Fischer, Sittengeschichte des Hafens, in: Leo Schidrowitz (Hg.), Sittengeschichte des Hafens und der Reise. Eine Beleuchtung des erotischen Lebens in der Hafenstadt, im Hotel, im Reisevehikel. Die Sexualität des Kulturmenschen während des Reisens und im fremden Milieu, Wien/Leipzig 1927, S. 11–126, hier S. 19 f.

65 Die »gelbe Gefahr« in St. Pauli, in: Deutsche Zeitung, Nr. 33 vom 21.1.1925 (Hervorhebung im Original).

66 Für die USA siehe dazu die Studie von Mary Ting Li Lui, The Chinatown Trunk Mystery. Murder, Miscegenation, and Other Dangerous Encounters in Turn-of-the-Century New York City, Princeton/Oxford 2005.

Chinesische Migranten, koloniale Ordnung und urbaner Raum in London und Rotterdam in den 1920er Jahren

Die feste Assoziationskette von Migration und Sexualität existierte auch in England. Hier bildete sie sich besonders stark heraus und wurde von der Presse geradezu forciert. Bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg deuteten einige Presseartikel an, chinesische Männer in Limehouse könnten eine sexuelle Bedrohung für englische Frauen darstellen.[67] Einige deutsche Beobachter erkannten in Londons Chinesenviertel und den dortigen Partnerschaften zwischen chinesischen Männern und englischen Frauen sogar ein Symptom des nahenden Verfalls des britischen Empires und präsentierten dies ihren Lesern genüsslich.[68]

Nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich eine große Debatte über chinesische Migranten, illegalen Drogenhandel und englische Frauen, die sich insbesondere an der Person des »Brilliant Chang« festmachte.[69] In der Londoner Öffentlichkeit und in den Augen der Polizei fungierte er als eine zentrale Figur im Drogengeschäft und erhielt deshalb den schillernden Namen »Dope King« – wie neben ihm auch ein schwarzer Jazzschlagzeuger, Edgar Manning, der ebenso »geadelt« wurde.[70] Chang wuchs in der Nähe Hongkongs als Sohn eines wohlhabenden chinesischen Kaufmanns auf, kam während des Ersten Weltkrieges nach Liverpool und ging wenig später nach London, wo er nacheinander mehrere Restaurants und Clubs betrieb. Trotz fehlender Beweise galt er in London als Drogenhändler großen Stils, der einen beträchtlichen Teil des Kokainbedarfs in der pulsierenden Metropole der 1920er gedeckt habe. Über »Brilliant Chang« erschienen hunderte von Zeitungsartikeln und es ist sicher keine Übertreibung zu behaupten, dass wirklich jeder Zeitungsleser in London seine schillernde Person und die massiven Vorwürfe gegen ihn kannte.[71] Dazu gesellten sich, von besonderem Interesse an dieser Stelle, sehr detaillierte Informationen über seine Kontakte und Verhältnisse zu jungen englischen Frauen, welche in der Presse ausgebreitet wurden. Bei einer der regelmäßigen Polizeirazzien fand man ihn beispielsweise mit zwei Frauen in seinem Schlafzimmer, zudem wurden bei der genauen Durchsuchung der Räumlichkeiten eine große Zahl vorgeschriebene Liebesbriefe entdeckt, was den Eindruck ver-

67 Hermann Scheffauer, The Chinese in England. A Growing National Problem, in: The London Magazine 26 (1991), S. 465–480, 644–657. Hermann Scheffauer war ein deutscher Migrant und Journalist aus San Francisco, der als Experte für Chinatowns und chinesische Migranten auftrat und in den USA ebenfalls gegen Einwanderung bestimmter Gruppen agitierte.

68 Siehe etwa die anti-englische Hetzschrift von Oscar A. H. Schmitz, Das Land ohne Musik. Englische Gesellschaftsprobleme, München 31914, S. 217–221.

69 Siehe Marek Kohn, Dope Girls. The Birth of the British Drug Underground, London 1992, bes. S. 125–130, 150–169; Virginia Berridge, The Origins of the English Drug »Scene«, 1890–1930, in: Medical History. A Quarterly Journal Devoted to the History of Medicine and Related Sciences 32 (1988), S. 51–64, hier S. 62; populärwissenschaftlich ist Duncan Campbell, The Underworld, London 1994, S. 249 f.; eine umfangreiche und aufschlussreiche Akte über seine Person befindet sich in Nationaalarchief Den Haag, 2.09.22, 16582.

70 Seine wirkliche Rolle im vermuteten illegalen Drogenhandel bleibt nach wie vor unklar. Trotz intensivster Fahndungsbemühungen seitens der Polizei konnte ihm keine Straftat nachgewiesen werden. Chang wurde erst am 23. Februar 1924 nach mehreren Jahren intensiver Überwachung festgenommen, weil die Polizei in der Küche seiner Wohnung in Limehouse eine geringe Menge Kokain fand. Ein Sonderbericht der Metropolitan Police vom 23.2.1924 über die Verhaftung Changs findet sich in NA Kew, MEPO 3/469.

71 Colin Watson, Snobbery with Violence. Crime Stories and Their Audience, London 1971, S. 120.

stärkte, er habe systematisch versucht, unter dem Einsatz von Drogen junge Frauen sexuell zu verführen.[72] Die massenmedialen Darstellungen bedienten die westlichen Klischees vom verschlagenen und hinterhältigen Chinesen. Viele Presseartikel deuteten einen Zusammenhang von Drogenexzessen und sexuellen Ausschweifungen in den geheimen Opiumhöhlen der Stadt an, was bereits Ende des 19. Jahrhunderts die Gerüchteküche Londons beschäftigte und auch von einigen Schriftstellern wie Oscar Wilde in *The Picture of Dorian Gray* (1891) aufgenommen wurde.[73] Brilliant Chang erhielt gerade deshalb eine so große mediale Aufmerksamkeit, weil er als Grenzgänger zwischen der ethnischen Nische des Chinesenviertels im Osten Londons und der glitzernden Welt des West End auftrat. Zudem gerierte er sich als großstädtischer Dandy, entsprach damit dem kompletten Gegenteil des unterwürfigen Kulis und provozierte auf diese Weise die kolonial geprägte Öffentlichkeit, da eine solche Rolle lediglich »weißen« Engländern zugedacht und im Falle von »Farbigen« als Affront angesehen wurde.[74] Brilliant Chang verstieß gegen die koloniale Ordnung und das zu einer Zeit, als sich der langsame Abstieg des vormals bestimmenden britischen Weltreichs abzuzeichnen begann. Neben Chang wurde auch einigen anderen, weniger bekannten chinesischen Migranten Drogenschmuggel unterstellt. Eine dieser Personen war Choy Loy, der in den 1920er Jahren zwischen London, Rotterdam und Hamburg pendelte und zu Beginn der 1930er Jahre in einem Gerichtsverfahren in Hamburg zumindest den Menschenschmuggel gegen Geld gestand.[75]

Wie sehr die jeweiligen lokalen Gegebenheiten und der spezifische urbane Raum die Legendenbildung beeinflussen konnte, dokumentiert das Beispiel Rotterdam. In den Niederlanden zog ein großer Seeleutestreik 1911 eine spürbare chinesische Präsenz nach sich, denn um ihre planmäßigen Verbindungen auch und gerade in die niederländischen Kolonien wie Niederländisch-Indien aufrechtzuerhalten, warben niederländische Reedereien wie die »Maatschappij Nederland« chinesische Seeleute in englischen Hafenstädten an und brachten sie in kleineren Gruppen über den Kanal.[76] Die chinesischen Seeleute trafen dort auf die geballte Wut der streikenden Seeleute und Arbeiter, weshalb die Polizei die ausländischen Streikbrecher vor der aufgebrachten Menge schützen musste. Als sich in den frühen 1920er Jahren in Rotterdam und etwas abgeschwächt in Amsterdam ein Chinesenviertel

72 Siehe dazu die Unterlagen in National Archives Kew, MEPO 3/469; Dope King Sent to Prison. Brilliant Chang to be Deported. Amazing Record. Regent-Street to Limehouse, in: Daily Express, 11.4.1924.

73 The Lure of the Yellow Man. English Girls Moral Suicide. Fatal Fascination, in: Evening News, 4.10.1920; White Girls »Hypnotized« by Yellow Men, in: Evening News, 8.10.1920; Oscar Wilde, The Picture of Dorian Gray, Reprint, London 1969 (Originalaufl., London 1908).

74 Vielleicht genoss Brilliant Chang sogar den Wirbel um seine Person, jedenfalls inszenierte er sich gerne und trug auffällige Kleidung wie etwa einen mit Pelz besetzten Mantel; anlässlich seiner Gerichtsverhandlung hieß es: »he was dressed in leather shoes, and a black melton cloth coat with a large fur collar, which he kept always turned around his thick black hair.« Dope King Sent to Prison. Brilliant Chang to be Deported. Amazing Record. Regent-Street to Limehouse, in: Daily Express, 11. April 1924.

75 StA Hamburg, 213–11, L 351/35, Bl. 167–190, hier Bl. 180, Urteilsbegründung des Amtsgerichts Hamburg (Krause), 21.3.1935.

76 Wubben, »Chineezen en ander Aziatisch ongedierte«, S. 9–19; van Heek, Chineesche immigranten in Nederland, S. 16; Li Minghuan, »We Need two Worlds«. Chinese Immigrant Associations in a Western Society, Amsterdam 1999, S. 262, Anm. 12, vermutet, dass niemand die chinesischen Seeleute über die Existenz des Streiks aufklärte.

(*Chineezenwijk*) herausbildete, wurde dies im Gegensatz zu London und Hamburg jedoch nicht als Unterwanderung und Invasion wahrgenommen und gegeißelt. Die geografische Lage von Katendrecht und dem dortigen Chinesenviertel war dafür maßgeblich, denn es handelte sich um eine kleine Halbinsel, südlich der Nieuwe Maas gelegen und damit recht isoliert von der Rotterdamer Innenstadt. Chinesische Migranten waren deshalb in Rotterdam bei weitem nicht so sichtbare Grenzgänger, da sie zumeist im entlegenen Katendrecht blieben und die große Mehrheit der einheimischen Bevölkerung sie kaum zu Gesicht bekam. Der niederländische Stadtsoziologe Han Meyer hat die These aufgestellt, die lokalen Behörden hätten chinesische Migranten neben anderen sozialen Außenseitern wie Prostituierten bewusst in Katendrecht konzentriert, um sie von der Mehrheitsgesellschaft räumlich zu trennen.[77] Eine solche behördliche Absonderung existierte jedoch nicht, denn das traditionelle Hafenviertel Katendrecht und seine internationale Prägung zog auch chinesische Migranten an und erschien angesichts der unmittelbaren Nähe zu den Hafenanlagen als großer Standortvorteil. Die Rotterdamer Polizei blieb zuerst indifferent gegenüber dem neuen Migrationsphänomen obwohl 1925 bereits rund 500 Chinesen in Katendrecht lebten. Die Polizei bemerkte gleichwohl die zunehmende Zahl chinesischer Migranten in Katendrecht und führte seit 1926 monatliche Zählungen der Chinesen (*Chineezentelling*) durch, um einen genauen Überblick zu erhalten.[78] Trotz der wachsenden Aufmerksamkeit von Seiten der Behörden stieg die Zahl chinesischer Migranten auf genau 1.306 Personen im Jahr 1931 und Katendrecht stellte damit die größte chinesische Community in Europa dar, die selbst an einige nordamerikanische Chinatowns wie etwa die in Philadelphia zahlenmäßig heranreichte.[79] Angesichts von rund 600 chinesischen arbeitslosen Seeleuten in Rotterdam in den frühen 1930er Jahren wies die Polizei zunehmend diese meist älteren Chinesen aus und behielt aus Rücksicht auf die niederländischen Reedereien einen Pool von 400 Seeleuten.[80] Abseits des zunehmenden behördlichen Drucks auf arbeitslose Chinesen existierte in der niederländischen Gesellschaft doch auch eine Tradition der Toleranz, die kaum Nährboden für solch reißerische mediale Repräsentationen wie in England bot. Typisch dafür sind die Presseberichte über das *Chineezenwijk*, in denen neben der »Fremdheit« der Migranten ebenfalls ihr kaum spektakulärer Alltag und ihre Unbescholtenheit erwähnt wurde. In einem frühen ausführlichen Bericht in der Illustrierten »Het Leven« (Das Leben) fällt auf, dass der Reporter mit den Migranten sprach und sie nicht lediglich von außen portraitieren wollte.[81] Das Titelblatt des Artikels ist zudem sehr aufschlussreich, zeigt es doch einen fürsorglichen chinesischen Vater mit seinem Kind auf dem Arm, was ganz und gar nicht mit dem Bild des chinesischen Eindringlings korrespondierte. Die Darstellung von Migrantenkindern war eine visuelle Strategie, mittels der Fremde sofort auf Empathie hoffen konnten

77 Han Meyer, Operatie Katendrecht. ›Demokratisering‹ van het sociaal beheer van de grote stad [Operation Katendrecht. ›Demokratisierung‹ der sozialen Frage in der Großstadt], Nijmegen 1983, siehe bes. S. 37; Kritik an Meyer äußerte bereits Karel Davids, De ›rosse‹ Kaap. Over het stigma van een Rotterdamse buurt, 1900–1985, in: H. Diederiks/C. Quispel (Hg.), Onderscheid en minderheid. Sociaal-historische opstellen over discreminatie en vooroordeel, Hilversum 1987, S. 150–173, hier S. 151–158.

78 Umfangreiche Unterlagen dazu befinden sich in GA Rotterdam, Gemeentepolitie Rotterdam (63), 3165. Die Zählung wurde bis in die frühen 1960er Jahre fortgeführt.

79 GA Rotterdam, 63, 3165.

80 Van Heek, Chineesche immigranten in Nederland, S. 80.

81 In de Rooterdamsche China-Town, in: Het Leven. Geïllustreerd 17 (1922), Nr. 13, 27.3.1922.

und die auch der deutsche Migrant und leidenschaftliche Hobbyfotograf Arnold Genthe bei seinen Fotografien im Chinatown von San Francisco um 1900 anwendete.[82]

Die geschilderten, teilweise deutlichen Unterschiede erinnern daran, dass die Rede von einem westlichen Diskurs gegenüber chinesischen Migranten zu vereinfachend ist und die jeweiligen lokalen und nationalen Unterschiede unbedingt berücksichtigt werden müssen. Die Grenzziehungen gegenüber migrantischen Grenzgängern waren sehr fließend und unterschieden sich selbst in dem international geprägten und häufig als kosmopolitisch charakterisierten urbanen Raum des Hafenviertels.[83]

Chinesische Migranten in der Massenkultur

Die kulturellen Grenzziehungen waren dabei nicht nur von den Gegebenheiten vor Ort geprägt, sondern Massenmedien und Massenkultur beeinflussten diese spürbar. Die Verwendung chinesischer Figuren in der westlichen Massenkultur im frühen 20. Jahrhundert, die hier nur kurz angedeutet werden kann, dokumentiert eindrucksvoll, wie stark die Wahrnehmung chinesischer Migranten symbolisch aufgeladen war. Chinesische Männer verliehen Kinderbüchern, Kriminalromanen, Comics und Filmen den Hauch von Exotik und personifizierten das »Fremde« schlechthin. Die zumeist hochgradig stereotypisierten chinesischen Figuren verkörperten in der Regel Kriminelle und blieben auf eine geheimnisvolle Weise unsichtbar. Besonders einflussreich sollte die fiktionale Figur des Dr. Fu Manchu werden, den der englische Schriftsteller Sax Rohmer seit den 1910er Jahren in 13 Romanen als chinesischen Oberkriminellen zeichnete und der vom Londoner Chinesenviertel in Limehouse aus zunehmend global operierte.[84] Höchst interessant ist die Entstehungsgeschichte der Figur des Fu Manchu, denn Rohmer, mit bürgerlichem Namen Arthur Sarsfield Ward, recherchierte 1911 für ein Magazin eine Geschichte über chinesische Opiumhöhlen in Limehouse und kam auf diese Weise auf die Idee, dies zum Thema von Unterhaltungsliteratur zu machen. Die Körperlichkeit der chinesischen Figuren skizzierte Rohmer sehr plastisch; über Sin Sin Wa, die Hauptfigur in »Der Opiumkönig« hieß es etwa: »das gelbe Pockennarbengesicht zeigte sein ewiges Lächeln.«[85] Neben Rohmer schuf Thomas Burke einflussreiche Unterhaltungsliteratur, die ebenfalls chinesische Migranten in Limehouse in einem sehr negativen Licht erscheinen ließ.[86] Eine Reihe von Filmen nahm die Vorlagen von Rohmer und Burke auf und brachte die chinesischen Figuren in ihrer ganzen Fremdheit

82 Arnold Genthe, Pictures of Old Chinatown. With Text by Will Irwin, New York 1908.

83 Für eine Diskussion und Kritik des Konzepts des Kosmopolitismus in Hafenstädten siehe Malte Fuhrmann, Meeresanrainer – Weltenbürger? Zum Verhältnis von hafenstädtischer Gesellschaft und Kosmopolitismus, in: Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 14 (2007) 2, S. 12–26.

84 Vgl. u. a. Sax Rohmer, The Mystery of Dr Fu-Manchu, London 1913; ders., Dope. A Story of Chinatown and the Drug Traffic, London u. a. 1919; ders., Tales of Chinatown, London u. a. 1922. Über Sax Rohmer und seine Stereotypisierung chinesischer Migranten siehe Jenny Clegg, Fu Manchu and the ›Yellow Peril‹: The Making of a Racist Myth, Oakhill 1994; unkritisch ist hingegen die Biographie von Cay van Ash/Elizabeth Sax Rohmer, Master of Villainy. A Biography of Sax Rohmer, Bowling Green 1972.

85 Sax Rohmer, Der Opiumkönig, Berlin 1927, S. 235.

86 Vgl. insbesondere Thomas Burke, Limehouse Nights. Tales of Chinatown, London 1917 (Erstaufl. 1916) (Kap.: The Chink and the Child, S. 13–37); siehe dazu Anne Veronica Witchard, Thomas Burke's Dark Chinoiserie: Limehouse and the Queer Spell of Chinatown, Aldershot 2009.

auf die Leinwand.[87] Auch in Deutschland versuchten einige Unterhaltungsschriftsteller das Erfolgsrezept chinesischer Figuren zu übernehmen wie beispielsweise der gelernte Buchhändler Alfons Zech, der Mitte der 1930er Jahre einen Kriminalroman veröffentlichte, in dem eine junge deutsche Ausreißerin zufällig im Chinesenviertel in St. Pauli landet, als Drogenkurier missbraucht wird und schließlich als Sexsklavin nach China verschleppt werden soll.[88] Wie auch in der Wahrnehmung seitens der einheimischen Bevölkerung spielte Sexualität demnach eine große Rolle. Solche massenkulturellen Produkte malten aus, wie chinesische Männer begehrten und wie sie lediglich mit unlauteren und unmoralischen Mitteln Kontakt zu »weißen« Frauen finden konnten. Hier wurde regelmäßig eine kulturelle und »rassische« Grenzüberschreitung inszeniert, die im krassen Gegensatz zur Realität stand, da die europäischen Frauen selbstverständlich freiwillig Partnerschaften mit chinesischen Migranten eingingen.

Die verschiedenen massenkulturellen Produkte mit chinesischen Figuren färbten auf die Wahrnehmung chinesischer Migranten vor Ort ab, ohne dass der Einfluss genau taxiert werden könnte. Sie beflügelten aber zweifelsfrei die Phantasien der einheimischen Bevölkerung gegenüber den kleinen Chinesenvierteln, wie es ja auch die Gerüchte über Opiumhöhlen und geheime Tunnel deutlich werden lassen. Der große Erfolg chinesischer Figuren war zudem ein direkter Reflex auf die beschleunigte Globalisierung seit dem späten 19. Jahrhundert.[89] Die Wirkung von Unterhaltungsromanen über chinesische Migranten war umso eindringlicher und spannender, da sie nicht im »Fernen Osten« ihr Unwesen trieben, sondern inmitten westlicher Städte wie London, New York und Hamburg.

Fazit

Wie der britische Migrationsforscher Colin Holmes wiederholt betont hat, lässt sich historische Relevanz nicht ausnahmslos an Quantität festmachen. Trotz der fast verschwindend geringen Zahl chinesischer Migranten im Vereinigten Königreich riefen sie eine erstaunlich große Aufmerksamkeit und massiven gewerkschaftlichen Protest hervor.[90] Selbst in den international geprägten Hafenvierteln von London, Liverpool, Rotterdam und Hamburg fielen chinesische Seeleute sehr auf, umso mehr, als einzelne ältere Seeleute sich vor Ort niederließen und eine wirtschaftliche Nische in den kleinen »Chinesenvierteln« fanden. Chinesische Seeleute und Migranten galten in Europa in mehrfacher Hinsicht als Grenzgän-

87 Für die USA siehe dazu Lee, Orientals; für deutsche Filme siehe Stefanie Hetze, Von Mr Wu und Nang-Ping zu Ulun Iga. China und Chinesen im deutschen Film, in: Bettina Gransow/Mechthild Leutner (Hg.), China. Nähe und Ferne. Deutsch-chinesische Beziehungen in Geschichte und Gegenwart, Frankfurt am Main u. a. 1989, S. 307–336, hier S. 311; für eine US-amerikanische Perspektive siehe Robert Lee, Orientals. Asian Americans in Popular Culture, Philadelphia 1999.

88 Alfons Zech, Begegnung auf der Landstraße. Ein Hamburger Roman aus dem Jahre 1928–29, Berlin: Erich Zander 1936; siehe dazu meinen Artikel: Migration und Kriminalisierung. Das »Chinesenviertel« in St. Pauli/Altona und der Unterhaltungsroman »Begegnung auf der Landstraße« (1936) von Alfons Zech, in: Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte (46) 2005, S. 92–119.

89 Diese These vertrat bereits Zolberg, Global Movements, Global Walls, S. 300.

90 Colin Holmes, John Bull's Island. Immigration and British Society, 1871–1971, London 1988, S. 52–54; ders., The Chinese Connection, in: Geoffrey Alderman/Colin Holmes (Hg.), Outsiders & Outcasts. Essays in Honour of William J. Fishman, London 1993, S. 71–93.

ger: Als Angehörige einer kaum bekannten Kultur verkörperten sie das »Fremde« schlechthin und personifizierten globale Verbindungen im lokalen Raum. Chinesische Migranten waren symbolisch sehr stark aufgeladen; so existierten zahlreiche divergierende Bilder wie die vom konkurrenzlos günstigen Kuli, vom verschlagenen chinesischen Kriminellen, vom chinesischen Opiumraucher, vom sexuell perversen Chinesen.

Zwei Ebenen müssen voneinander unterschieden werden: Die westliche Massenkultur verbreitete die ambivalenten Vorstellungen von chinesischen Migranten, die zwischen einer vermeintlichen Unterwürfigkeit und krimineller Devianz oszillierten. Der immense Erfolg der Fu Manchu-Geschichten kann damit erklärt werden, dass chinesische Figuren kulturelle Differenz in der globalisierten Welt symbolisierten. Gleichzeitig dokumentieren lokale Mythen wie die Gerüchte über geheime Tunnel in St. Pauli, dass die chinesischen Räume vor Ort je nach lokalen Traditionen und Gegebenheiten unterschiedlich wahrgenommen werden konnten. Zwischen Massenkultur und lokalen Wahrnehmungen existierte ein enges Wechselverhältnis, welches u. a. dazu führte, dass die Chinesenviertel als Hochburgen von Kriminalität angesehen wurden.

Die Konzentration chinesischer Migranten in den Chinesenvierteln erhöhte die Aufmerksamkeit gegenüber ihnen deutlich, machte sie noch sichtbarer und schuf schließlich einen Imaginationsraum, in dem das kulturelle Nichtverstehen kompensiert und ausgefüllt werden konnte. Hier manifestierten sich in den Augen der Einheimischen die mannigfaltigen Grenzüberschreitungen der Chinesen, hier waren die Grenzübertretungen in Form vieler interkultureller Paare tagtäglich zu beobachten. Galten die Chinesenviertel als große hygienische Gefahr für die gesamte Stadt, so wurde diese Vorstellung nur noch von einer sexuellen Gefährdung weißer Frauen übertroffen. Wie sehr gerade die Massenmedien dieses Bild schürten, dokumentiert die Hysterie um »Brilliant Chang« im London der 1920er Jahre. Trotz eines ähnlichen westlichen Wahrnehmungsmusters existierten doch auffällige Unterschiede in den Reaktionen auf chinesische Seeleute und Migranten. Hier spielten sowohl die spezifische geographische Lage, wie Katendrechts Isoliertheit, als auch lokale und nationale Blickwinkel auf Migration eine große Rolle. Dies zeigt umso deutlicher, dass kulturelle und mentale Grenzziehungen gegenüber den chinesischen Migranten als globale Grenzgänger in Westeuropa stark variieren konnten.